

Ber. Naturhist. Ges. Hannover	145	13–25	Hannover 2003
-------------------------------	-----	-------	---------------

Südamerika in Hannover – ganz tierisch

von

CHRISTIANE SCHILLING und KLAUS MÜLLER-SCHILLING
mit 6 Abbildungen

Zusammenfassung.

In diesem Artikel werden die Tiere im Zoo Hannover vorgestellt, die in Südamerika beheimatet sind.

Summary.

In this paper a presentation of animals in the Zoological Garden of Hannover is given, which derive from South America.

Sucht man in der niedersächsischen Landeshauptstadt nach südamerikanischer Fauna, so sollte ein Besuch des Erlebnis-Zoos Hannover in jedem Fall auf dem Programm ganz oben stehen: Insgesamt 16 verschiedene Tierarten der Neotropis in etwa 123 Individuen haben hier in menschlicher Obhut eine Heimat.

Da eine eigene, neue „Südamerika-Anlage“ noch Hoffnung und Vision ist, findet der Besucher die Bewohner der tropischen Neuen Welt über das Zoo-Areal verteilt, einzig die Kleinkamelanlagen zeigen ausschließlich Vertreter der Fauna von Südamerika. Um unsere Reise zu den neotropischen Tieren zu gliedern, gehen wir systematisch orientiert durch den Zoo. Startpunkt für die Tour sind Tropen- und Urwaldhaus. Hier finden sich im Bodengrund der Pflanzbeete sowie im Terrarium der Spitzkopfnatter zur Zeit fünf Agakröten (*Bufo marinus*). Die Agakröte gehört mit einer Kopfrumpflänge von bis zu 25 Zentimetern und einem Gewicht von 500 Gramm zu den Riesen unter den Kröten, überboten wird sie nur noch von *Bufo blombergi*, die man erst vor wenigen Jahrzehnten im kolumbianischen Tropenwald entdeckte.

Agakröten sind nachtaktiv, am Tage verstecken sie sich meist im Bodengrund. Man findet diese Krötenart im gesamten südamerikanischen Tropenbereich bis in das südliche Texas. Doch auch in anderen Gebieten der Erde kann man *Bufo marinus* in größerer Anzahl begegnen. Diese Krötenart wurde (und wird) als biologischer Schädlingsbekämpfer (Zuckerrohrkäfer) eingesetzt, hat sich aber dort, wo Fressfeinde fehlen, schnell selber zu einer Plage entwickelt und führte zu einer Verdrängung der jeweils heimischen Amphibienfauna. Die rasante Ausbreitung von *Bufo marinus* liegt unter anderem an ihrer enormen Produktivität (35.000 Eier pro Saison) und an ihrem hohen Maß der Anpassungsfähigkeit.

Verlassen wir die Amphibien, bleiben aber an Ort und Stelle: Ebenfalls im Tropenhaus finden wir unseren einzigen Südamerika-Vertreter der Reptilien: *Iguana iguana*, den Grünen Leguan. Diese Leguanart wird recht häufig in Zoologischen Gärten und Vivarien gezeigt, auch in Privathand findet man sie des öfteren. Grüne Leguane sind unkomplizierte Pfleglinge, ihr Nahrungsspektrum beschränkt

sich im wesentlichen auf pflanzliche Kost; nur als Heranwachsende sind Leguane Insektenfresser. Grüne Leguane können recht zahm werden. Problemfaktor bei der Haltung ist die Größe der Tiere, denn mit bis zu zwei Metern Körperlänge gilt *Iguana* als größter Vertreter der Leguane (Iguanidae). Zwar entfallen etwa 50-70 % der Gesamtlänge auf den Schwanz, doch setzt man die vorgeschriebenen Haltungsrichtlinien zugrunde, so ist bei einem Paar *Iguana iguana* von jeweils 1,5 Meter Größe ein Terrarium von mindestens 7,5 Metern Länge, 4,5 Metern Tiefe und einer Höhe von 6 Metern Voraussetzung. Der Grüne Leguan ist also kein Tier für eine kleine 2-Zimmer-Wohnung, sondern eher etwas für den Zoo mit einem Tropenhaus. Denn hier haben die großen Echsen viel Platz, nur mit den Besuchern müssen sie sich ihren Bereich teilen. Und wollen sie ihre Ruhe haben, verkriechen sich die Leguane einfach zwischen den Pflanzungen des Hauses. Dank ihrer grünen Farbe sind sie hier perfekt getarnt und nur der aufmerksame Beobachter wird sie im Dickicht finden. Also Augen auf!

Die Gruppe der Leguane findet man übrigens nur auf dem amerikanischen Kontinent, ausgenommen eine Leguanart auf Madagaskar sowie zwei Arten auf den Fidschi- und den Tonga-Inseln. Aus tiergeographischer Sicht stellt diese Verteilung eine Besonderheit dar.

Der erste Vertreter der Vögel, den wir auf unserem Rundgang sehen können, ist in einer anderen Unterart auch bei uns an der Küste zu finden: der Amerikanische Stelzenläufer (*Himantopus himantopus mexicanus*). Um zu ihm zu gelangen, verlassen wir das Tropenhaus und gehen den Ausgang, biegen an der Watvogelanlage ab und betreten sie. Dort treffen wir auf Vögel mit langen, rotgefärbten Beinen, einem schwarz-weiß befiederten Körper und einem dünnen, langen, schwarzen Schnabel: Amerikanische Stelzenläufer. Sie gehören zu den säbelschnäblerartigen Vögeln und damit in die Gruppe der Limikolen. Auch an der deutschen Küste und an Süßgewässern sind Stelzenläufer beheimatet, die zur europäischen Unterart gehören.

Auf der Suche nach weiteren Vögeln der Neotropis gelangen wir über den Bauernhof hin zu den Kamelen. Auf der Neuweltkameliden-Anlage der Vikunjas findet sich eine Weibchengruppe Nandus. Nandus (*Rhea americana*) sind die südamerikanischen Vertreter der Straußenordnung. Zwei Arten werden unterschieden, Nandu und Darwin-Nandu, der Erlebnis-Zoo Hannover hält erstere. Nandus sind flugunfähige Laufvögel, die in den südamerikanischen Steppe, der Pampas, leben. Es sind gesellige Vögel, während der Brutzeit existieren Gruppen von einem Hahn mit bis zu zwölf Hennen, und auch in der übrigen Zeit schließen sich die Tiere oft zu Verbänden zusammen. Brut und Jungenaufzucht ist bei den Nandus ausschließlich Arbeit des Hahns. Nachdem alle Hennen ihre Eier an den Nestmuldenrand abgelegt haben, rollt der Hahn die goldgelb gefärbten, bis zu 700 g schweren Eier in die Mulde und bebrütet sie etwa sechs Wochen. Die Jungnandus sind Nestflüchter und tragen ein markantes Längs-Streifenkleid.

Nandus sind nicht ausschließliche Vegetarier, neben Sämereien, Gräsern und Kräutern picken sie auch nach kleinen Wirbeltieren und Insekten. Ihren eigenen Fressfeinden, Puma oder Pampasfuchs, haben sie bei der Flucht einen Trick

entgegenzusetzen, der ihnen oft das Leben rettet. Nandus besitzen gut ausgebildete Flügel, die sie hervorragend als Steuerruder zum „Hakenschlagen“ im schnellen Lauf nutzen.



Abb.1: Nandu beim Sonnenbaden in ungewöhnlicher, aber typischer Haltung

Verlassen wir die Nandus kurz und gehen weiter zu den Andenkondoren (*Vultur grypus*) hinter der großen Greifvogelvoliere. Andenkondore sind im Gegensatz zu den Nandus wahre Flugkünstler, auf ihren breiten Flügeln mit einer Spannweite bis zu 3,20 Meter sind sie in der Lage, an den Hängen der Anden und über dem Pazifik mehrere Stunden lang zu segeln. Kondore sind Aasfresser, wie alle Neu- und Altweltgeier. Verwandt sind die beiden Geiergruppen allerdings nicht miteinander, ihre Ernährungsweise hat zu ähnlich aussehenden Anpassungen geführt (langer, nackter Hals, scharfer, hakenförmiger Schnabel). Neuweltgeier orientieren sich zum Beispiel mit Hilfe eines gut ausgeprägten Geruchssinnes über die Anwesenheit und Lage von Aas, Altweltgeier können nur schlecht riechen, sie sind zum Orten der Beute auf ihren optischen Sinn angewiesen. Altweltgeier legen ihre Eier in ein Nest, Neuweltgeier nutzen Felsnischen oder Baumhöhlen zur Eiablage. Neuweltgeier sind stimmlos, Altweltgeier verfügen über ein kleines Repertoire an Lauten. Auch im Sozialverhalten unterscheiden sie sich stark: Neuweltgeier bevorzugen ein solitäres Leben, Altweltgeier findet man oft in großen Gruppen.

Der Andenkondor ist ein recht imposanter Vogel. Mit 8 bis 12 kg Körpergewicht gehört er zu den schwersten flugfähigen Vögeln überhaupt. Die Männchen, deutlich kleiner und leichter als die Weibchen, tragen auf Stirn und Scheitel

einen fleischigen Kamm, so kann man die Geschlechter problemlos unterscheiden.

Bei anderen Vogelgruppen ist dieses oft schwierig, zum Beispiel bei den Papageien. Papageien sind auf allen tropischen Kontinenten verbreitet, so auch in Südamerika - man denke an die farbenprächtigen, geräuschvollen Aras. In vergangener Zeit begrüßte eine ganze Ara-Allee den Besucher in Hannover, doch hat sich der Zoo vor einigen Jahren entschlossen, die Ara-Haltung aufzugeben, nicht aber die Haltung von Papageien allgemein, und so finden wir in den Vogelvolieren am alten Elefantenhaus neben australischen Wellensittichen und afrikanischen Graupapageien auch einen Vertreter der Neotropis, die Rotbugamazone (*Amazona aestiva*). Sie gehört zur den Amazonen, einer kurzschwänzigen, meist grün gefärbten kleineren Papageiengattung mit etwa 30 Arten.

Bei den beiden Blaustirnamazonen des Zoos kennen wir auch die Geschlechter, sie sind ein Paar und hören auf die Namen "Madame" und "Monsieur". "Madame" und "Monsieur" sind schon mehrfache Eltern, seit 1998 haben sie viermal gebrütet und dabei insgesamt sechs Jungtiere erfolgreich aufgezogen. Beide Tiere schlüpften im Juni 1989 im Hannover Zoo aus dem Ei und gehören damit zu einer in Hannover bereits traditionsreichen Dynastie dieser Tierart.

In ihrer Heimat, dem östlichen Brasilien, leben Rotbugamazonen an Waldrändern und in der buschreichen Abgrenzung zu Kulturland. In der Voliere ist es daher wichtig, den Tieren viel Holz zu reichen. Papageien sind geschickte Turner: Ein Kletterfuß (Zehe 1 und 4 sind nach hinten gerichtet, Zehe 2 und 3 nach vorn) und der kräftige, krumme Schnabel, der oft als dritter Fuß benutzt wird, ermöglichen eine sichere Fortbewegung im Geäst.

Nun verlassen wir die systematische Klasse der Vögel und kommen zu den Säugetieren. Hier finden sich insgesamt neun Arten, die sich aus Vertretern der Ordnungen Primaten, Nagetiere, Nebengelenkstiere, Unpaarhufer und Paarhufer zusammensetzen.

Beginnen wir bei den Primaten: Wieder im Tropenhaus angekommen, finden wir hier das Gehege der Lisztäffchen (*Saguinus oedipus*), welches sie sich mit den Zweizehenfaultieren teilen. Solche „tierischen Wohngemeinschaften“ sind in den letzten Jahrzehnten in Zoologischen Gärten immer häufiger entstanden. Man ist davon abgekommen, jede Art in einem eigenen Gehege zu präsentieren, sondern bevorzugt heute eine Biotop-Darstellung. Diese Gemeinschaftsanlagen, auf denen zwei, drei oder auch mehr Arten zusammen gehalten werden, idealerweise Spezies, die auch in der freien Wildbahn miteinander leben, bieten nicht nur dem Besucher einen besseren Einblick in den jeweiligen Lebensraum, sie bietet den Tieren selber ein Mehr an Beschäftigung.

Doch zurück zu den Affen. Aus dem südamerikanischen Urwald zeigt der Hannover Zoo eine recht kleine Affenart. Lisztäffchen werden maximal 25 cm groß und wiegen etwa 500 g. Im Vergleich dazu wirkt ein Gorilla, der bis zu 1,75 m groß und an die 300 kg schwer werden kann, wie ein monströser Riese. Dennoch ist das Lisztäffchen in seiner eigenen Gattung, den Krallenäffchen, nicht der Zarteste. Unter den Krallenäffchen finden sich Winzlinge wie das Zwergsei-

denäffchen, das mit 16 cm Körperlänge und 100 g Körpergewicht als kleinster Primat geführt wird. Krallenaffen sind ausschließlich in Südamerika verbreitet und besiedeln dort die Baumregionen. Namensgebend sind die krallenförmigen Finger- bzw. Zehennägel, die als Anpassungsmerkmal einer rein baumbewohnenden Lebensweise zu betrachten sind.

Lisztaffen weisen ein sehr kleines Verbreitungsgebiet aus, man findet sie nur an einem kleinen Küstenstreifen Kolumbiens. Es ist also nicht verwunderlich, dass sie vom Aussterben bedroht sind. In menschlicher Obhut gelingt die Zucht dieser Affenspezies problemlos, so dass mit Hilfe gezielter Erhaltungszuchtprogramme der Zoologischen Gärten eine stabile Population in Menschenobhut entstanden ist. Den Namen tragen die Lisztaffen übrigens aufgrund der Ähnlichkeit ihres Kopfputzes mit dem des ungarischen Komponisten Franz Liszt.

Lisztaffen sind wie viele Affenarten keine reinen Vegetarier. Es ist ein alter Irrglaube, Affen ernährten sich ausschließlich von Bananen und anderem Obst. Auch Affen müssen ihren Bedarf an Eiweiß über die Nahrung decken, doch nicht immer und überall stehen Pflanzen mit eiweißhaltigen Früchten oder Speicherorganen zur Verfügung. Daher finden sich in der freien Wildbahn Insekten, oft deren Larven, andere Wirbellose oder kleine Wirbeltiere auf dem Speiseplan. Im Zoo wird der Eiweißbedarf mittels Quark, Joghurt oder kleiner Futtertiere (Mehlkäferlarven, Grillen u.a.) gedeckt.

Ohne diese Zusätze kommt das Zweifingerfaultier oder Unau (*Choelopus didactylus*) aus. Ihm schmecken nur Blätter, Blüten und Früchte, und diese so spezifisch, dass sich bis zu vier Faultiere in einem Revier aufhalten können, ohne dass sich ihre Nahrungsquellen überschneiden. Die Vorliebe für ganz spezielle Blätter und Knospen übernehmen die jungen Faultiere im übrigen von ihrer Mutter.

Systematisch werden Faultiere zusammen mit Gürteltieren und Ameisenbären zu den Nebengelenkstieren gerechnet, da sie an den letzten Brust- und Lendenwirbeln zusätzliche Gelenke besitzen. Oft findet man hier auch noch den Begriff „Zahnarme“, doch diese Bezeichnung trifft ausschließlich für die Ameisenbären zu und ist damit nicht korrekt.

Faultiere machen ihrem Namen in der Tat Ehre, 18 Stunden pro Tag dösen und schlafen sie, der Rest wird mit Nahrungsaufnahme verbracht. Dabei bewegen sich die Tiere sehr bedächtig. Außerdem sollte man sich hüten, diese Tiere als wehrlos anzusehen. Ihre sichelförmigen Krallen an Fingern und Zehen, mit denen sie sich an den Ästen kopfüber „festhaken“, sind messerscharf. An der Anzahl der vorderen Krallen kann man die beiden Gattungen Zwei- und Dreifingerfaultier übrigens gut unterscheiden. Der Begriff Zwei- bzw. Dreizehnenfaultier ist abzulehnen, denn alle Faultierarten besitzen an den hinteren Extremitäten drei bekrallte Zehen.

Faultiere sind die einzigen Säugetiere, deren Haarsscheitel nicht auf dem Rücken, sondern auf dem Bauch mittig verläuft. Diese Verkehrung ist eine Anpassung an die stets hängende Körperhaltung und gewährleistet das problemlose Abfließen von Regenwasser aus dem Fell. Die Tiere haben noch einen weiteren "Trick" auf Lager. In den feinen Quer- und Längsrillen der Haare leben ver-

schiedene Algenarten, die dem Faultierfell seinen charakteristischen Grünschimmer geben, eine hervorragende Tarnung im Blätterdach des Regenwaldes.

Faultiere sind Einzelgänger. Nur während der etwa neunmonatigen Jungenaufzucht, es wird in der Regel ein einziges Jungtier geboren, leben die weiblichen Faultiere in enger Mutter-Kind-Beziehung.

Ganz gegensätzlich dazu verhalten sich die Meerschweinchen (*Cavia aperea* f. *porcellus*). Meerschweinchen gehören zu den sogenannten Kontakttieren. Darunter versteht der Ethologe Tiere, die zum Wohlbefinden engen sozialen Kontakt mit Artgenossen benötigen. Es ist also nicht verwunderlich, dass sich die etwa 65 Meerschweinchen in der Anlage vor dem Kassenbereich „saumäßig“ wohl fühlen. Es handelt sich bei den Meerschweinchen um Hausmeerschweinchen, da die Wildform *Cavia aperea* zwar seit einigen Jahren in Deutschland eingeführt, doch aufgrund ihrer Schreckhaftigkeit und Scheue nicht für Schauzwecke geeignet ist.

Seefahrer brachten die „Indischen Schweinchen“ im 16. Jahrhundert als „exotische Sensationen“ nach Europa. In Südamerika waren die kleinen Nager schon lange domestiziert, zu Nahrungszwecken allerdings. In Europa hingegen avancierten sie schnell zum beliebten Heim- und Streichtier. Der englische Name „guinea pig“ weist darauf hin, dass man bald für ein solches Tier Geld bezahlen musste, eine Guinee eben. Das Meerschweinchen wird immer wieder wegen seines deutschen Namens für ein „Schweinchen, das über das Meer gekommen sind“ gehalten, wobei sich die Bezeichnung Schweinchen auf die quiekenden Laute des *Cavia aperea* bezieht, doch bis heute liegen zur Namenswerdung keine gesicherten Erkenntnisse vor. In den Verwandtschaftskreis der Meerschweinchen gehören zwei weitere Vertreter der Nagetiere Südamerikas: Mara, auch Pampashase genannt, und Agouti.

Der Erlebnis-Zoo Hannover hält auf der Vikunja-Anlage eine fünfköpfige Familiengruppe des Großen Mara (*Dolichotis patagonum*). Ihren Namen „Pampashase“ verdanken sie ihrer hasenähnlichen Gestalt mit den langen Extremitäten und den großen Ohren sowie ihrem Verbreitungsgebiet, der Pampas Zentral- und Südargentiniens. Beobachten Sie einmal die Fortbewegungsweise der Maras. Wie die mit ihnen vergesellschafteten Vikunjas, einer Kamelart, gehen die Maras im Passgang, bewegen also immer die Gliedmaßen einer Körperseite gleichzeitig. Maras werden (nicht nur) darum gerne mit den Huftieren anderer Steppen verglichen. Sie besetzen in Südamerika die Nische, die in Afrika von kleinen Antilopen, Steinböckchen oder Dikdiks, eingenommen wird. Ähnlich wie die Antilopen flüchten Maras in hohen Prellsprüngen. Dieses Verhalten werden Sie kaum sehen, die Maras haben im Zoo nur selten Anlass zur Flucht.

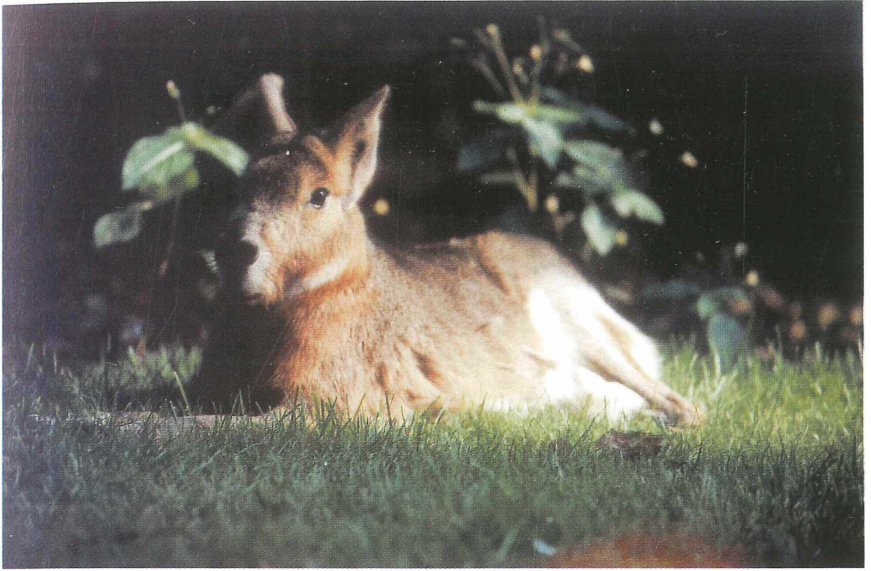


Abb. 2: Pampashasen, Passgänger unter den Nagetieren

Gehen wir noch einmal ins Urwaldhaus. Hier finden wir eine weitere Tierart, die eher an eine kleine Antilope als an ein Spezies der Ordnung Rodentia erinnert: Die drei Gold-Agoutis (*Dasyprocta leporina*) des Zoos leben zusammen mit Rotstirnmakis (*Eulemur fulvus rufus*) im Urwaldhaus. Diese Gemeinschaft besteht aus tiergeographischer Sicht nicht, denn Lemuren kommen bekanntlich aus Madagaskar, doch ist diese Zusammensetzung auch aus einem anderen Grund erfolgt. Ursprünglich waren die Agoutis als Untermieter bei den zwei Flachland-Tapiren eingezogen. Doch Anti- und Sympathie sind eben nicht berechenbar, und beide Tierarten fanden keinen Gefallen aneinander. Freundschaft kann man bekanntlich nicht erzwingen, und so musste schnell nach einer geeigneten Unterkunft gefahndet werden. Da die Rotstirnmakis als typische Baumbewohner ihr Gehege nur in der oberen Etage nutzen, zogen unten die bodenbewohnenden Agoutis ein, und beide Arten bilden seither eine unkomplizierte Wohngemeinschaft.

Die waldbewohnenden Agoutis wirken fast wie eine Ducker-Antilope, doch dieser Eindruck verflicht sofort, wenn man ein Agouti beim Verzehr seiner Lieblingsspeise beobachtet. Obst und Früchte stehen auf dem Speiseplan dieser mittelgroßen Nager ganz oben. Und hat ein Agouti eine Frucht entdeckt, setzt es sich – nagetiertypisch – auf die Hinterextremitäten und verzehrt die süße Mahlzeit, die es in den Vorderpfoten hält. Sollte eine harte Schale den Genuss trüben, wird diese mit den kräftigen Schneidezähnen akribisch geschält. Kein Huftier ist dazu in der Lage.

Agoutis (*Dasyprocta*) finden wir in mehreren beschriebenen Arten in Mittel- und Südamerika. Aber auch in Zoologischen Gärten sind Agoutis als interessanter Besatz von Gebüsch und Dickichten größerer Gemeinschaftsanlagen beliebt. Nur mit den Tapiren wollte es in Hannover partout nicht funktionieren. So sind dann in das alte Nashorngehege die Capybaras (*Hydrochaeris hydrochaeris*, auch Wasserschweine genannt, eingezogen.



Abb. 3: Wasserschweine leben in oft großen Familienverbänden

Das Wasserschwein ist mit einer Kopf-Rumpf-Länge von 1 bis 1,3 m und einem Gewicht von 50 bis 70 kg das größte und schwerste rezente Nagetier. Beheimatet in fast allen wassernahen Biotopen der Neotropis, leben die geselligen Tiere in

großen Gruppen. Zehn Tiere zählt eine Wasserschweinversammlung im Durchschnitt, man hat aber auch Agglomerationen von mehr als 50 Tieren beobachtet. Dabei finden sich sowohl Familien als auch Junggesellengruppen oder Haremsverbände.

Wasserschweine leben ausschließlich vegetarisch. Gras ist ihre kulinarische Leidenschaft, kein Wunder also, dass ihr zweiter Name „Capybara“ (aus der Sprache der Guaruai) „Herr des Grases“ bedeutet. Die „Herren des Grases“ pflegen zu den Menschen ein eher gespaltenes Verhältnis. Zum einen werden sie als Nahrungskonkurrenz zu den Rindern und Schafen der ansässigen Bauern grundlos getötet, zum anderen hat ihre Körpermasse sowie ihre große Verbreitung sie als Nahrung für den Menschen interessant gemacht. Ganz pfiffige Zeitgenossen deklarierten außerdem das Capybara, ähnlich wie den Biber, aufgrund der Wasserliebe als Fisch, und damit waren Wasserschweine auch in der Fastenzeit als Speise zugelassen. Der Zoo Hannover hält zur Zeit zwei Tiere dieser großen Nagetiere. Eines lebt bei den Lamas, das zweite ist im Trampeltiergehege heimisch geworden. Im Tapirgehege finden wir das zur Zeit verliebteste Paar im ganzen Hannover Zoo: Conchita und Chaco, ihres Zeichens Flachlandtapire (*Tapirus terrestris*), seit einem Jahr in der alten Nashornanlage beheimatet, zeigen wahrlich südamerikanisches Temperament. Sie können sich ausgesprochen gut riechen, und das ist im Tapirsinnesreich einfach das Größte. Auch wenn Tapire als adulte Tiere Einzelgänger sind, so kann man sich im Hannover Zoo davon überzeugen, dass Jugendliche nicht immer den Gepflogenheiten der Alten folgen.

Carl von Linné irrte übrigens bei der zoologischen Einteilung der eigentümlichen Rüsselträger. Er hielt die Tapire für eine südamerikanische Spielart afrikanischer Flusspferde und bezeichnete sie daher als *Hippopotamus terrestris*, Land-Flusspferd sozusagen. Doch mit den schwergewichtigen Hippos haben die Tapire keine verwandtschaftlichen Beziehungen im engeren Sinne, auch wenn sie hervorragend schwimmen können und sich in den heißen Mittagsstunden oft in Gewässern abkühlen. Tapire gehören zoologisch zusammen mit den Pferden und den Nashörnern zu den Perissodactyla, den Unpaarhufern, Flusspferde dagegen sind Artiodactyla, Paarhufer.

In Südamerika finden wir drei der insgesamt vier rezenten Tapirarten: Bergtapir (*Tapirus pinchaque*), Mittelamerikanischer oder Baird-Tapir (*Tapirus bairdi*) und eben den auch im Hannover Zoo beheimateten Flachlandtapir (*Tapirus terrestris*). Die vierte und größte Art, der Schabracken-Tapir (*Acrocodia indica*), lebt in den tropischen Tiefland-Regenwäldern Südostasiens.

Der tapirtypische Mini-Rüssel, eine Bildung aus Oberlippe und Nasenöffnung, dient den Tapiren vorwiegend als Greiforgan für die pflanzliche Nahrung, in der Regel Blätter, aber auch Früchte oder Gras. Letzteres wird mittels der stark entwickelten Schneidezähne „abgegrast“ – hier wird die Pferdeverwandtschaft deutlich.

Sollte die Zuneigung von Conchita und Chaco in ein paar Jahren, so sie geschlechtsreif sind, nicht „folgenlos“ bleiben, kann sich der Hannoveraner auf etwas Besonders gefasst machen. Tapirkinder tragen in den ersten Monaten ein wirklich hinreißendes Streifenkleid, im Halbdunkel des Waldes eine perfekte Tarnung, im Zoo eine Besucher-Augenweide.



Abb. 4: Flachlandtapire, „Rüsselträger“ aus der Neotropis

Ganz zum Schluss unserer „Südamerika-Tour“ schlendern wir noch einmal am hinteren Rand des Zoos Richtung Bauernhof. Doch bevor sich der Rundgang kulinarisch schließt, botanisch passend zum Kontinent wäre im Übrigen eine Tomatensuppe, ein Kartoffelgericht oder ein dampfender Becher Kakao, be-

trachten wir kurz vor Erreichen des niedersächsischen Hofs, die Anlagen der drei südamerikanischen Kleinkamele: Lama, Vikunja und Alpaka. Direkt nach dem Dschungelpalast passieren wir auf der rechten Seite das Gehege der Alpakas (*Lama guanacoe f. pacos*). Alpakas gehören ebenso wie die Lamas (*Lama guanacoe f. glama*) zu den Haustieren. Die Domestikation, wahrscheinlich des Guanakos (*Lama guanacoe*), reicht weit zurück: Erste Funde stammen aus der Zeit von 6000 v. Chr. Wolle, Leder, aber auch Milch und Fleisch waren in der kargen Hochgebirgsregion der Anden begehrte Rohstoffe. Ebenso wichtig war die Möglichkeit, Waren sicher zu transportieren. So ist es nicht verwunderlich, dass die damaligen Bewohner zwei verschiedene Schwerpunkte legten. Zum einen benötigten sie ein Last- und Fleischtier, zum anderen einen Woll-Lieferanten. Im kräftigen, großen, sehr trittsicheren Lama finden wir eben dieses perfekte Transporttier für die schmalen Hochgebirgspfade. Außerdem liefern Lamas grobe Wolle, Fleisch und Milch.

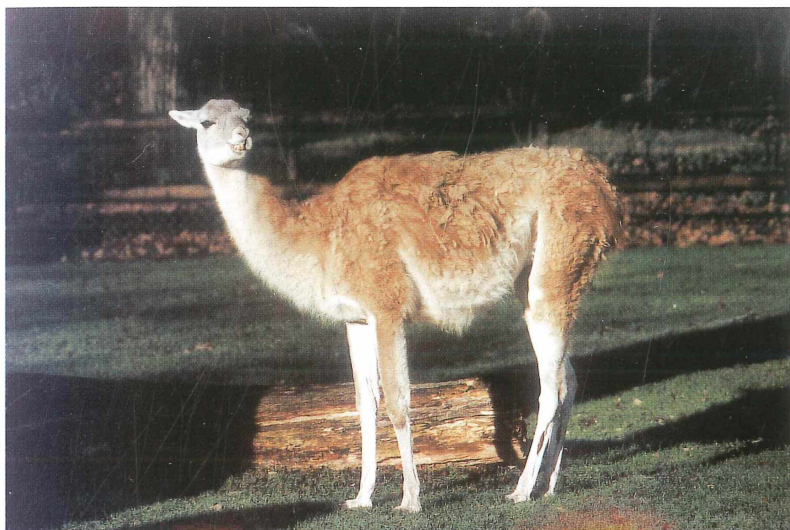


Abb. 5: Guanako, die wilde Stammform von Lama und Alpaka

Das kleinere Alpaka hingegen wird ausschließlich zur Produktion feinsten Woll genutzt, nicht nur zum Eigengebrauch, sondern auch als wertvolles Handelsgut, damals wie heute. Also ist es nicht verwunderlich, dass es auch im 21. Jahrhundert noch 3 Millionen Alpakas in Südamerika gibt, hauptsächlich in Peru. Alpakas werden in zwei Grundtypen gezüchtet. Neun Zehntel der Alpakapopulation bilden die grobwolligen, meist bunten und sehr robusten Huacaya-Alpakas. Nur ein Zehntel der Alpakas gehört dem Suri-Typ an. Diese Alpakas haben ein besonders langes, feines, weißes Wollkleid. Zeitweise war die weiße Wolle besonders begehrt, da sie sich in alle erdenklichen Farbtöne einfärben lässt. Doch die

Mode wandelt sich auch in dieser Hinsicht, momentan sind besonders die rot-braunen Naturtöne bei den Kunden im In- und Ausland sehr beliebt.

Gehen wir den Weg in der Richtung des Geheges der Großkamele weiter, so finden wir an der Abzweigung zu den Seelöwen die zweite Haustierform: Lamas. Wie oben schon erwähnt, sind Lamas in erster Linie als Lasttiere domestiziert worden, zu Inkazeiten aber auch als Opfertier. Mit bis zu 150 kg Körpergewicht sind Lamas in der Lage, 40 kg Transportgut über Tage und durch unwegsames Gebirgsgelände zu tragen. Ihre schmalen Füße mit Schwielenpolstern – Kleinkamele gehören zusammen mit den Großkamelen Dromedar, Wildkamel und Trampeltier zu den Schwielensohlern (Tylopoda) – geben ihnen auf den Pfaden im Hochgebirge eine gute Trittsicherheit. Hinzu kommt bei großen Distanzen der Vorteil des Passganges, welcher als eine der energieärmsten Fortbewegungsformen gilt. Somit sind Lamas an das Leben und die Arbeit in den Anden hervorragend angepasst. Wie alle Kleinkamele sind sie gut in Gruppen zu halten und haben ein neugieriges, meist sehr zutrauliches Wesen. Vielleicht finden Lamas, aber auch Alpakas daher seit ein paar Jahren außerhalb der großen Tiergärten in Europa und Nordamerika immer mehr Liebhaber. „In“ ist zur Zeit das „Lama-Trekking“, bei dem die Tiere auf Gebirgstouren das Gepäck der Touristen befördern und von diesen meist selber geführt werden müssen. Auch wenn Lamas mit dem Klima in Nordamerika oder Europa keine Probleme haben und für Lastzwecke domestiziert wurden, sollte sich jeder ernsthaft fragen, ob er einer Haltung von Tieren mit über hundert Kilogramm Lebendgewicht, einem gut ausgebildeten Gebiss und einem oft "eigenen Kopf" wirklich gewachsen ist.

Zierlicher und wesentlich leichter (maximal 60 kg) sind die Vikunjas, deren Gehege am Scheitelpunkt der Wege zu Kamelen, Bauernhof und Greifvogelvoliere liegt. Hier treffen wir eine echte Wildkamelart. Hoch auf dem Altiplano (bis zu 5.000 Meter über dem Meeresspiegel) leben die Vikunjas vor allem in den – meist speziell für sie eingerichteten – Nationalparks Perus, Chiles und Argentiniens. In den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts hatte die menschliche Gier nach dem feinen Vlies der Vikunjas diese Tierart an den Rand der Ausrottung gebracht. Erst strenge Schutzvorrichtungen und Nationalparkgründungen haben die schönen Tiere vor ihrem Schicksal (noch) bewahren können. In den Zoologischen Gärten trifft man trotzdem selten auf Vikunjas, weil ihr Sexualverhalten als problematisch und die Hengste als ausgesprochen aggressiv gelten. So finden sich weltweit in Menschenobhut nur etwa 120 dieser Tiere. In den Anden ist ihr Bestand auf über 100.000 Tiere angewachsen.

Die Wolle der Vikunjas gilt als feinste Wolle im Tierreich. Kultischen Wert maßen ihr die Fürsten der Inka zu, deren Privileg es war, Mäntel oder Umhänge aus Vikunja-Faser zu tragen. Die Inkas „eroberten“ sich das wertvolle Material, indem sie einmal im Jahr wilde Vikunjaherden in einen Kral trieben und die Tiere schoren. Heute wird wieder auf diese alte Methode zurückgegriffen, denn so sind die Tiere, die immer noch hohen Schutz genießen (müssen), für den Menschen kommerziell nutzbar. Schals oder andere Kleidungsstücke aus der feinen Wolle, sind unter strengen Auflagen und unter extrem hohen Kosten heute

wieder in südamerikanischen Ländern zu erwerben. Vikunjas werden mehr und mehr zu interessanten Wirtschaftsfaktoren, für ihren Schutz kein uninteressanter Aspekt.

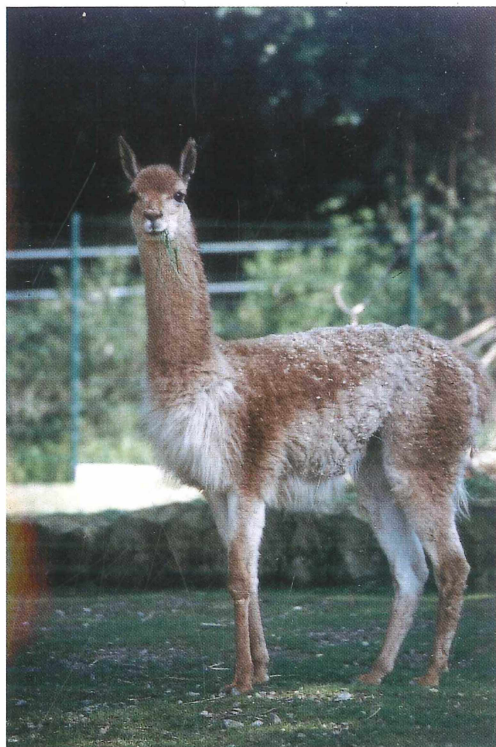


Abb. 6: Vikunjas tragen das feinste Wollkleid im Tierreich

So, nun haben wir uns eine Siesta unter norddeutscher Sonne verdient. Vielleicht hatten Sie ja Spaß daran, den Zoo Hannover einmal unter einem speziellen Gesichtspunkt zu durchwandern. Eine Idee, die Sie mit anderen, eigenen Themen beim nächsten Mal weiterführen können. Ob Sie dann alle gemusterten Tiere auf Ihrem Notizblock vermerken, alle Vegetarier oder alle Haremsdamen näher betrachten, das liegt in Ihrem Belieben. Wir wünschen jedenfalls viel Spaß dabei.

Anschrift der Verfasser:
Christiane Schilling
Klaus Müller-Schilling
Adenauerallee 3
30175 Hannover

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Berichte der Naturhistorischen Gesellschaft Hannover](#)

Jahr/Year: 2003

Band/Volume: [145](#)

Autor(en)/Author(s): Schilling Christiane, Müller-Schilling Klaus

Artikel/Article: [Südamerika in Hannover - ganz tierisch 13-25](#)